

## Schopenhauer, Wagner, Nietzsche

Von Arthur Hübscher (Frankfurt a. M.)

Nun liegt der zweite Band der Tagebücher von Cosima Wagner vor, ein mächtiges Werk, das über viele hunderte von Tagen der Jahre 1878 bis 1883, der letzten fünf Lebensjahre Wagners also, sorgfältig Buch führt. Zu Anfang immer ein genauer Bericht, wie R[ichard] die Nacht verbracht und was er geträumt habe. Wir werden unterrichtet, wie er den Tag über sich gefühlt, ob er heiterer oder trüber Stimmung gewesen sei, wir hören von seinen vielen Unpäßlichkeiten, seinen Krankheiten, wir werden über das Wetter ins Bild gesetzt, über Spaziergänge, Besuche und Kaffeestunden, über das Treiben der Kinder, Äußerungen zur Politik und zum Tagesgeschehen werden verzeichnet, von gemeinsamer Lektüre ist die Rede und vom Fortgang eigener Arbeiten (es sind die Jahre, in denen der Parsifal vollendet wird). Merkwürdig, wie sich aus so vielen ermüdenden, oft unbeholfen vorgebrachten Nichtigkeiten, unter denen auch Wichtiges, Bedeutsames belanglos wirkt, doch ein menschliches und zugleich kultur- und geistesgeschichtlich bedeutendes Dokument von Rang erhebt. Es verschlägt wenig, daß einzelne bemerkenswerte Stellen schon früher von Persönlichkeiten, denen Einsicht in die Tagebücher gewährt wurde (Glasenapp, Du Moulin/Eckart), bemerkt und verwertet worden sind, — es kommt darauf an, das Einzelne nun in den großen Zusammenhängen der Lebens- und Werkgeschichte zu sehen und die Stationen eines Weges deutlicher zu machen, der bisher nur aus Quellen verschiedenster und verschiedenartigster Art erschlossen werden konnte.

Wie im ersten Bande taucht immer wieder der Name Schopenhauer auf. Anlässe gibt neue und alte Schopenhauer-Literatur, etwa die 2. Auflage der Gwinnerschen Biographie (19. März 1878, S. 63) oder die Briefe Schopenhauers an Frauenstädt, nach der Veröffentlichung von 1863 (2. Juni und 4. Juni 1878, S. 105, 107) oder auch die Broschüre des Oberlehrers Gützlaff mit Aussprüchen Schopenhauers über das Tier und den Tierschutz (16. November 1879, S. 444). Manchmal abends liest man einen Text aus Schopenhauer vor, und Wagner knüpft Bemerkungen daran. Am 17. Januar 1880 (S. 479) ist das Kapitel über Physiognomik an der Reihe. „Zuerst fiel ihm die Wiederholung des schon Gesagten auf; doch nachher sagte er, wie richtig das wäre, weil er nun daraus etwas deduzieren wolle, und wenn er bloß sagte, das oben Gesagte, so wäre es nichts.“ Am 27. März 1880 (S. 512) wird „Über Sprache und Worte“ gelesen, — Wagner glaubt den Verfasser zu sehen, wie er beim Schreiben die Sprachverhunzer vor sich zu haben glaube und in Wut gerate. Der Aufsatz über die Philosophieprofessoren findet besonderen Beifall (20. Mai 1880, S. 534), — die Gedanken mögen hier wohl zu Nietzsche hinüberwandern, dem Freunde, dem Verfasser der „Geburt der

Tragödie“ und der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, von dem man sich vor zwei Jahren trennen mußte. Für Wagner bleibt Schopenhauer bis zu Ende das große unverrückbare Vorbild, unantastbar in der unbedingten Redlichkeit seiner Forschung, der Wahrhaftigkeit seiner Haltung — nirgends finden wir — bei allen möglichen Ausblicken in eigene Welten — Worte des Abweichens oder der Kritik. Wagner hält ihm eine Treue, die er selbst bei seinem jungen Freunde nicht gefunden hat.

Die Genesis seiner Trennung von Nietzsche wird in den Tagebüchern Cosimas zum ersten Male aus der Sicht Bayreuths dargestellt. Die spärlichen, über viele Seiten hin verstreuten Notizen folgen einem hintergründig durchgehenden, auch im Schweigen immer anwesenden Thema: der menschlichen Tragödie einer Freundschaft, die in Wagners Sicht als schändlicher Verrat geendigt hat, für Nietzsche mit allen Qualen einer Haßliebe.

Die letzte Begegnung Wagners und Nietzsches hatte an einem schönen Herbsttag 1876 in Sorrent stattgefunden. Da habe, so wird berichtet, Wagner zum erstenmal vom Parsifal zu reden begonnen, er habe versucht, dem Atheisten Nietzsche, den er aus den gemeinsamen Tagen in Triebchen kannte, das Werk als einen christlich-religiösen Akt begreiflich zu machen. Aber Nietzsche begriff es nicht. Er sah Wagners Vorhaben vereinfachend als den Versuch, den Weg nach Rom wenn nicht zu gehen, so doch zu predigen, den Versuch also mit den herrschenden Mächten in Deutschland übereinzukommen, zu dem einzigen Zweck, Erfolg zu haben. Das Gespräch fand seine Fortsetzung und sein Ende am 3. Januar 1878, als Wagner ein Exemplar der Parsifaldichtung nach Basel sandte mit der scherzhaften Widmung: „Herzlichsten Gruß und Wunsch seinem teuren Freund Nietzsche Richard Wagner (Oberkirchenrat: zur freundlichen Mitteilung an Prof. Overbeck)“. Es war die letzte briefliche Mitteilung Wagners an Nietzsche. Der Gegenzug Nietzsches erfolgte nicht etwa, wie er später sagte, als ein Kreuzen der Klinge, sondern erst nach einigen Monaten. Schon unmittelbar nach der Fertigstellung der Vierten Unzeitgemäßen Betrachtung „Richard Wagner in Bayreuth“ hatte er die Arbeit an weiteren Unzeitgemäßen begonnen. Die erste, die fünfte also der ganzen Reihe, sollte „Der Freigeist“ heißen. Da die Gedankenmasse unter seinen Händen wuchs, beschloß er sie zu einem größeren Buche zu vereinigen. Im Herbst 1877 erhielt das Werk seine abschließende Form und ging dann sogleich in Druck. Zögernd und unsicher hatte Nietzsche zunächst daran gedacht, es unter dem Namen Bernhard Cron erscheinen zu lassen. Nur Wagner sollte um das Geheimnis wissen. Der Entwurf eines erklärenden, das Pseudonym begründenden Begleitbriefs war bereits niedergeschrieben, am Ende aber entschloß sich Nietzsche doch, angeblich auf Zureden des Verlegers, dem Werk seinen Namen mitzugeben.

Am 25. April 1878 (S. 87) verzeichnen die Tagebücher Cosimas das Eintreffen der neuen Schrift von „Freund Nietzsche“. Sie hieß nun „Menschliches Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister“ und war „Dem Andenken Voltaires zum Gedächtnis seines Todestages, des 30. Mai 1878“ gewidmet. Es war ein sogenanntes Vorexemplar, das Richard und Cosima ein paar Wochen vor der Auslieferung erhielten, Nietzsche schickte es

„klopfenden Herzens“. Er wußte, daß in diesem Buch manches zu Tage trat, was die Freunde wohl ahnen, aber sich kaum eingestehen mochten: daß es seine Abkehr von Bayreuth einleitete, eine Abkehr von Schopenhauer, der doch zum mindesten in manchen, von ihm stillschweigend übernommenen Zitaten immer noch da war, und eben auch von Richard Wagner. Das neue Buch war nicht mehr von seinem früheren verehrenden Glauben an das Genie getragen, im Gegenteil: jetzt sprach Nietzsche vom „Aberglauben an das Genie“, er äußerte seine Zweifel an der Inspiration und dem Leiden des Genius, er verlieh dem wissenden Menschen einen höheren Rang als dem künstlerischen, er apostrophierte geradezu die „Abendröte der Kunst“ (Aphorismus 223). Dies alles ging nicht nur gegen das Werk Wagners, es stellte seine gesamte künstlerische und menschliche Persönlichkeit in Frage. Und nicht einmal vor Cosima, der Frau, der seit langem und bis an sein Ende seine uneingeschränkte Verehrung galt, machte sein Angriff halt, er traf sie zutiefst mit dem bösen Aphorismus vom „Freiwilligen Opfertier“ (Nr. 430).

In den Tagen aber, da das Buch auf den Weg nach Bayreuth gehen sollte, machten ihm diese offenen oder kaum verhüllten Angriffe doch wieder Sorge, er möchte, daß sie schalkhaft aufgefaßt würden — und so gab er dem Buche die bekannte handschriftliche Widmung an den „Meister und die Meisterin“ mit, die mit den Worten schließt:

„Doch eh wir in die Welt es schicken,  
Mög' Meisters Treuaug segnend blicken,  
und daß ihm folge fürderhin  
die kluge Gunst der Meisterin.“

Er ist also, muß man annehmen, durchaus bereit, sich der Meinung der Freunde zu unterwerfen, er hofft nur, daß sie ihm ein wenig seiner mühsam zu erkämpfenden Freiheit, der Freiheit von überkommenen Vorstellungen und Vorbildern zugestehen möchten, — dann könnte doch vielleicht alles gut werden, gut bleiben. Aber des Meisters Treuaug wandte sich unwillig ab, und die kluge Gunst der Meisterin verwandelte sich, je mehr ihr von dem Buch zwangsläufig zu Gehör und zu Gesicht kam, in unverhohlene Feindseligkeit. Nietzsche ist auf die offene Ablehnung, das lähmende Schweigen, dem er begegnet, nicht gefaßt. Wie heftig, wie unachsichtlich diese Ablehnung sich vollzogen hat, sehen wir erst heute, aus den Notizen von Frau Cosima. Noch am 25. April, dem Tag, an dem das Buch eingetroffen ist, vermerkt sie „ein banges Gefühl bevor nach einem kurzen Einblick R[ichard] meint, er erweise dem Autor ein Gutes, wofür dieser ihm später danken würde, wenn er es nicht lese. Mir scheint viel Ingrim und Verlassenheit darin, und R. lacht herzlich, wie ich ihm sage, daß, wenn unter allen Menschen einer, der hiermit gefeierte Voltaire die ›Geburt der Tragödie‹ nicht verstanden haben würde!“ Am 27. April (S. 87): „Fester Entschluß Freund Nietzsche's Buch nicht zu lesen, dessen Seltsamkeit gar pervers beim ersten Blick erscheint.“ Am 29. April (S. 88): „es fällt schwer, nicht zuweilen von dem traurigen Buch von Freund Nietzsche zu sprechen, trotzdem wir beide seinen Inhalt aus einzelner mehr ahnen als erkennen“. Am 30. April (S. 89) wird nochmals „das klägliche

Buch von Nietzsche“ erwähnt, jetzt schon ohne den Freundestitel: Dann, vier Wochen später, am 23. Mai (S.98) wiederholend, Nietzsche werde es ihm, Wagner, „dereinst danken, daß er sein Buch nicht gelesen habe.“ Das sind die Worte, mit denen Wagner einen Tag später (am 24. Mai) in einem Brief an Overbeck eine besorgte Äußerung über den ehemaligen Freund beschließt: „Wer ihn schon vor Jahren in seinen psychischen Krämpfen beobachtete, durfte sich fast nur sagen, daß eine längst befürchtete Katastrophe nicht ganz unerwartet bei ihm eingetreten ist. Ich habe für ihn die Freundschaft bewahrt, sein Buch — nachdem ich es beim Aufschneiden durchblättert — nicht zu lesen, und möchte weiter nichts wünschen und hoffen, als daß er mir dies dereinst noch danke.“

Das Wort Katastrophe in diesem Zusammenhang zeigt, daß Wagner über Nietzsches sich ständig verschlimmernden Gesundheitszustand unterrichtet war. Wir wissen heute, daß er sich durch Hans von Wolzogen am 17. Oktober 1877 bei Nietzsches Arzt Dr. Otto Eiser erkundigt und daß Eiser ihn mit den Einzelheiten eines Krankheitsbildes vertraut gemacht hat, das wenig Hoffnung ließ. Hatten die paroxysmenweise auftretenden Kopfschmerzen ihre Ursache in einer organischen Gehirnerkrankung oder waren sie die Folge seines schweren Augenleidens, das in jedem Fall gänzliche Enthaltung des Kranken von allem Lesen und Schreiben und die Einstellung seiner akademischen Tätigkeit geraten sein ließ? Wagners Schlußwort in dieser Korrespondenz: „Nichts kann ihm jetzt helfen. Geriete er in wirkliche Dürftigkeit, so kann ich ihm helfen. Alles würde ich mit ihm teilen.“ Aber die Hilfsbereitschaft endet vor der Forderung des Augenblicks, die auf ein teilnehmendes Verstehenkönnen, Verstehenwollen ging. Und davon ist nicht die Rede.

Am 30. Mai 1878 (S. 102) kommt Wagner beim Kaffee auf das Buch zurück, das ihm „so unbedeutend scheint“ und das ihn doch nicht losläßt. Am 18. Juni (S. 119) verzeichnet Cosima, daß R[ichard] sich Gedanken über einen dritten Teil seines Aufsatzes „Publikum und Popularität“ mache — der zweite war bereits am 3. Mai im wesentlichen abgeschlossen und erschien im Juniheft der Bayreuther Blätter. Der dritte Teil wird nun von vornherein als Entgegnung auf „Menschliches Allzumenschliches“ konzipiert. Am 26. Juni beschäftigt sich Wagner, der früheren Vorsätze uneingedenk, eingehender mit diesem Buch, „um über die prätentiose Gewöhnlichkeit zu erstaunen. Ich begreife, daß [Paul] Rées Umgang ihm mehr behage als der meinige.“ Wagner sieht genau: Der Einfluß von Rées zersetzendem Buch „Über den Ursprung der moralischen Empfindungen“ auf Nietzsches Werk ist nicht wegzuleugnen, auch der alte Freund Erwin Rohde hat ihn sofort bemerkt und beklagt.

Der dritte Teil von „Publikum und Popularität“ ist am 25. Juli im Manuskript abgeschlossen. Schon am 17. August liegt das neue Heft der Bayreuther Blätter vor, in dem er steht. Hatte der erste Teil bereits mit Schopenhauers Worten das Genie gegen das Mittelmäßige, das bloße Talent ausgespielt: das Talent treffe in ein Ziel, das wir alle sehen, aber nicht leicht erreichen, das Genie aber in ein Ziel, das wir anderen nicht einmal sehen, so spottet Wagner nun über die deutschen Professoren, die man-

gels eigener schöpferischer Gedanken bemüht sind, jedes Große, namentlich das beschwerliche Genie als verderblich, ja den ganzen Begriff Genie als grundirrtümlich über Bord zu werfen, wobei es denn schließlich dahin kommen werde, „daß die Chemie sich einmal auf die Logik werfen“ werde, — das ging unmißverständlich auf den ersten Aphorismus des neuen Buches, der die Überschrift trägt „Von der Chemie der Begriffe und Empfindungen.“ Ähnlich wie Schopenhauer spricht Wagner von der Unverträglichkeit des Alten und des Neuen Testaments, er wendet sich gegen die historische Kritik, die sich verwundere, „daß heute des Sonntags früh noch die Glocken für einen vor zweitausend Jahren gekreuzigten Juden läuten“ — das trifft den Gegner wieder ganz unmittelbar, es ist ein Zitat aus „Menschliches Allzumenschliches“ (Aphorismus 113): „Wenn wir eines Sonntagmorgens die Glocken brummen hören, da fragen wir uns: ist es nur möglich?! Dies gilt einem vor zweitausend Jahren gekreuzigten Juden, welcher sagte, er sei Gottes Sohn?“ Und schließlich noch wird aus dem Titel und der Widmung des Buches die Angriffsrichtung verdeutlicht: es geht gegen den großen Kritiker Voltaire, diesen „Abgott aller freien Geister“, mit seinem Schmutzgedicht über die Pucelle.

Inzwischen hat Nietzsche verstanden, daß sein Buch von Bayreuth „in eine Art Bann getan“ sei: „und zwar scheint die große Exkommunikation über seinen Autor zugleich verhängt. Nur versucht man, meine *Freunde* doch noch festzuhalten, während man mich verliert... Wagner hat eine große Gelegenheit, Größe des Charakters zu zeigen, *unbenutzt* gelassen.“ (Brief an Peter Gast, 31. Mai 1878). Die Tagebücher der Frau Cosima nehmen das Thema Nietzsche erst am 8. November 1878 (S. 222) wieder auf: Nietzsche habe sich die Zusendung der Bayreuther Blätter verboten. „Das freut mich“, sagt R., „daß er sich getroffen fühlt.“ Getroffen wohl, aber noch nach Jahresfrist, am 29. Oktober 1879, bittet er Overbeck, „wie bisher, die kleine Summe für die Bayreuther Zwecke auszulegen. Gelesen freilich habe ich seit Herbst 1877 (!?) nichts mehr von diesen Blättern.“ Eine vielsagende Episode, vielsagend für das Charakterbild der beiden ehemaligen Freunde! Drei Tage vorher, am 26. Oktober 1879 (S. 431) verzeichnet Cosima einen Brief Overbecks „über unseres armen Freund Nietzsches' trostlosen Zustand“, „Und da nichts tun *dürfen*“, meint sie, „nicht nur nicht können!“ An Gersdorff schreibt Cosima am 12. Januar 1879: „Ich bleibe dem verstorbenen Nietzsche treu und ich lasse den Lebenden in der Gesellschaft, welche er sich erwählte, Petrarca, Erasmus, Voltaire, möge ihm wohl dabei sein.“

Es scheint, daß Elisabeth Nietzsche in dieser Zeit mit Einwilligung ihres Bruders einen Vermittlungsversuch unternommen hat. Unter dem 9. Januar 1879 (S. 286) findet sich die Notiz: „Ein Brief von E. Nietzsche bringt auch die Erfahrung an ihrem Bruder wieder vor. Daß er, N., die Aufführung von Parsifal wünscht, bringt R. ein bitteres Lächeln: Die glauben nun, daß ich nichts anderes im Sinn habe, als wieder so eine Aufführung zu Stande zu bringen, während er nur darauf sinnt, wie er ihr entgegen kann.“ Unter dem 28. Januar 1879 (S. 298) wird nochmals „ein guter Brief von E. Nietzsche“ erwähnt, wieder kommt „das Gespräch auf das traurige Buch

ihres Bruders, und R. führt den Gedanken aus, wie mit der Verehrung alles schwindet, sie sei die eigentliche Religion . . . Aber unserer Zeit fehlt der Sinn für das Große.“ Ein Antwortschreiben an Elisabeth Nietzsche „über das Buch ihres Bruders“ wird erst am 1. März 1879 (S. 311) verzeichnet. Man weiß von diesem im Wortlaut nicht erhaltenen Schreiben, in dem Cosima dem Abtrünnigen oberflächliche und kindische Sophistik vorwarf und wünschte, sein Verrat möge ihm gute Früchte bringen. Es ist die erste Äußerung eines sich mehr und mehr verhärtenden, am Ende vernichtenden Gesamturteils über die Persönlichkeit Nietzsches.

Das Wort der Judastat, so nahe es gelegen hätte, fällt seltsamerweise nicht, es ist ein Wort, das erst die Nietzscheforschung seit Bertram in die Erörterung eingebracht hat und mit dem Wort das eigentliche Problem des Judas: wie war der Verrat des Judas möglich, und warum war er nötig? Die Frage hat zwei christliche Jahrtausende beschäftigt. Da ist Dantes unerbittliche Verweisung des Judas in die unterste Hölle, in den zermalmenden Rachen Lucifers. Da sind die volkstümlichen und mönchischen Legenden und Mysterienspiele, in denen Judas durch humoristische und fratzenhafte Verzerrungen auf menschlich ertragbare Ausmaße gebracht wird. Und da ist Klopstocks Ausdeutung der Judastat als der Rache eines dunklen Liebenden, aus verzweifelter Eifersucht auf den Lieblingsjünger Johannes. Die Tat eines dunklen Liebenden — das könnte auf Nietzsche zutreffen, nur das Motiv wäre nicht in einer Art von Eifersucht zu suchen: Es ist kein Nebenbuhler da, der ihm die Freundschaft Wagners hätte streitig machen können. Wohl aber deutet manches auf verletzten Stolz, den Stolz des Mannes, der eine eigene Mission vor sich sieht, die Zarathustramission des Gesetzgebers neuer Werte, und der sich von Wagner immer nur in die Rolle des ehrfürchtig dienenden Jüngers verwiesen sieht; manches auch, in unseren Quellen, läßt auf wirkliche oder vermeinte Kränkungen durch Wagner schließen, — im entfernteren Zusammenhang mit dem Briefwechsel Wagner-Eisner fällt einmal sogar das Wort von einer „tödlichen Beleidigung“.

Gleichviel: was immer die auslösenden Momente der Tat, — nicht einer einmaligen Tat, sondern eines über Jahre hin unter Qualen fortgeübten Tuns sein mögen, für Bayreuth ist nach Monaten schmerzlichen Betroffenseins die Haltung Nietzsches eindeutig durch das Wort Verrat gekennzeichnet. Bis zum März 1879 wurde das Buch kläglich genannt, traurig und seltsam: Es sind Bezeichnungen für ein mißlungenes, mißverständliches Werk, ein Werk der Verirrung, das die Möglichkeit künftiger Wandlung und Umkehr noch offenläßt — dann werde Nietzsche dankbar sein, daß Wagner das Buch nicht gelesen habe. Das Wort Verrat aber führt in eine andere Dimension des Urteilens, es trifft, mit Schopenhauer zu reden, nicht den Intellekt, der ein armseliges Geschenk der Natur ist, beschränkt und dem Irrtum zugänglich, aber allerdings auch einer veränderten, berichtigten Erkenntnis. Das Wort Verrat trifft den Charakter, der weder durch Belehrung, durch vernünftige Vorstellungen noch durch Beispiel noch durch Strafe geändert werden kann, den Charakter, der den Menschen unter gleichen Umständen stets wieder so handeln läßt, wie er einmal gehandelt

hat. Und das eben ist nun die Meinung Wagners: Nietzsche ist einfach schlecht, schlecht von Grund aus, es ist von ihm weiter nichts mehr zu erwarten, und es wird nicht mehr danach gefragt, wie weit die Krankheit für sein Handeln verantwortlich sein und es vielleicht verständlich und sogar entschuldbar machen könnte.

„Wieder stieg — am 23. März (S. 320) — vor R.'s Geist das Bild von Nietzsches Benehmen [auf] .. Er sagt: N. hat Unzeitgemäße Betrachtungen geschrieben, also damit bekannt, daß das, was er bewundert, nicht in unsere Zeit paßt und darüber hinausgeht, und nun entnimmt er dem Umstand, daß mein Unternehmen nicht zeitgemäß sei, die Kritik desselben! Kann man sich etwas Schlechteres denken!“ Am 9. September (S. 406) bringt Rubinstein das Gespräch auf Nietzsche, „und die Betrachtung dieser ganzen Erfahrung erregt R. sehr, der sich über die Perversität einer solchen Natur nicht beruhigen kann.“

Elisabeth Nietzsche hat, ahnungslos, nach drei Jahren noch einmal einen Versuch unternommen, die „Mißstimmung“ beizulegen. Nietzsche selbst hatte bis zuletzt geschwankt, ob er zur Uraufführung des Parsifal, im Sommer 1882 nach Bayreuth kommen solle. Er war in Tautenburg, nahe Jena, und der freiwillige Ausschluß aus dem Bayreuther Kreis machte ihm zu schaffen. Er bereitete die Schwester vor, suchte in seinen eigenen Kompositionen Hinführendes, Erklärendes und meinte: Ich gestehe: mit einem wahren Schrecken bin ich mir wieder bewußt geworden, wie nahe ich eigentlich Wagner verwandt bin. Elisabeth aber suchte die Gelegenheit zu einer klärenden Aussprache zu nutzen — nach ihrer späteren Mitteilung mit Erfolg: Wagner habe ihr gestanden, wie sehr er unter der Entfremdung leide: „Sagen Sie es Ihrem Bruder, seit er von mir gegangen ist, bin ich allein!“ In den Tagebüchern Cosimas steht nichts dergleichen, nichts von der Anwesenheit Elisabeths in Bayreuth, nichts von einer Unterredung mit ihr, nichts von Wagners Einsamkeit. Aber die Tagebücher sind in dieser Zeit mit (nachträglich niedergeschriebenen) Berichten über die glanzvollen Festspiele, die Proben, die Aufführungen, die Wirkung auf die Hörer angefüllt. Für nebensächliche Geschehnisse wie den Besuch Elisabeths ist kein Platz. Und doch gab es diesen Besuch. Nietzsche selbst erzählt davon in einem Brief an Peter Gast, vom 1. August 1882: „Der alte Zauberer hat wieder einen ungeheuren Erfolg, mit Schluchzen alter Männer u.s.w. Cosima, die immer noch seine treue Zuneigung zu mir hat, hat Lou und meine Schwester zu sich privatissime eingeladen — mehr weiß ich noch nicht!“ Eine seltsame Einladung: Elisabeth, 36 Jahre alt, selbstgerecht, spießbürgerlich, und Lou, die eben zwanzigjährige, unkonventionell, excentrisch, emanzipiert, ein Paar wie Brunhild und Kriemhild — das konnte nicht gutgehen, bei aller vielleicht mühsam erzwungenen Beherrschung der Lage durch Frau Cosima. Und es ging nicht gut. Wir haben den Bericht von Lou Salomé. Bei den Festspielen 1882, schreibt sie, sei der Versuch gemacht worden, Nietzsche vor dem Meister zu erwähnen, um eine Aussöhnung herbeizuführen. „Indessen der Versuch mißlang: Wagner verließ in großer Erregung das Zimmer und verbot den Namen jemals wieder vor ihm auszusprechen.“ Der Name von Elisabeth Nietzsche taucht nach den

Notizen über die beiden Briefe vom Januar und März 1879 und der Antwort Cosimas in ihren Tagebüchern überhaupt nicht mehr auf.

Man möchte glauben, daß Wagner nach der Auseinandersetzung mit „Menschliches Allzumenschliches“ keine Neigung mehr verspürt habe, sich mit den späteren Schriften Nietzsches noch abzugeben. Die Tagebücher belehren uns zunächst eines anderen. Der erste, im März 1879 erschienene Anhang des Buches, die „Vermischten Meinungen und Sprüche“, scheint allerdings nicht den Weg nach Bayreuth gefunden zu haben, aber der zweite und letzte Nachtrag, der im Dezember 1879 vorlag, „Der Wanderer und sein Schatten“, wird sofort verzeichnet und beschäftigt Wagner noch das ganze nächste und das übernächste Jahr über, nicht weil ihm Angriffe auf seine Person und seine Kunst Anlaß gegeben hätten — solche Angriffe waren im ersten Anhang enthalten —, sondern weil er auf Gedanken über grundsätzliche Fragen der Weltanschauung und des künstlerischen Schaffens stieß, die seine Empörung herausforderten. Diese Gedanken fügen sich in drei, über zeitliche Abstände hinweg mehrmals angesprochene Gruppen.

Unter dem 28. Dezember 1879 (S. 467) lesen wir: „Gestern abend hatte er mir einiges aus dem neuen Buche des armen Nietzsche vorgelesen, und ihm kam das Wort von E. Schuré in den Sinn: *Nihilisme éccœurant*. Für eine erhabene, einnehmende Erscheinung wie Christus nichts anderes zu haben als wie Hohn! ruft er empört aus. Er fügte am nächsten Tage noch einiges (z. B. über Faust) hinzu was grauenerregend ist.“ Diese Sätze beziehen sich auf zwei Stellen des Buches. In Aphorismus 83 erscheint Christus als „Heiland und Arzt nicht ohne die größten Mängel und Voreingenommenheiten und als Arzt der Seele dem so anrühigen wie laienhaften Glauben an eine Universalmedizin ergeben“. Der „Faust-Idee“ aber gilt Aphorismus 124: „Eine kleine Nähterin wird verführt und unglücklich gemacht . . .“ schon dieser Eingangssatz bleibt im Gedächtnis und kommt nach einem halben Jahr (am 15. Juli 1880, S. 570) wieder zutage; Wagner liest eine lächerliche Kritik des Faust, „die ihn an Nietzsches Nähmamsell erinnert“.

Besonders genau liest Wagner die Abschnitte über Musik und Musiker, er hat ein Geschick, sogleich die ärgerlichsten Stellen herauszufinden, Stellen auch, die sich abwertend, mißdeutend, verzerrend auf Wagners Äußerungen rückbeziehen. Eine solche Äußerung lag in Wagners Essay über „Beethoven“ (1870) vor, der im engen Anschluß an Schopenhauer der Musik ihren besonderen Rang in der Ordnung der Künste zuspricht. Beethoven habe der Melodie, die ihre Unschuld unter der Herrschaft der italienischen Oper verloren habe, diese Unschuld wiedergeben wollen, er sei den Weg Haydns und seiner den ungarischen Bauerntänzen entnommenen Volkstanzweise gegangen, aber er habe diese Weise nicht mehr zur Unterhaltung an einer fürstlichen Tafel verwendet, sondern sie in einem idealen Sinne dem Volke selbst aufgespielt. Bald sei es „eine schottische, bald eine russische, eine altfranzösische Volkweise, in welcher er den erträumten Adel der Unschuld erkannte und der er huldigend seine ganze Kunst zu Füßen legte. Mit einem ungarischen Bauerntanze spielte er (im Schlußsatze seiner A-Dur-Symphonie) aber der ganzen Natur auf, so daß, wer diese danach tanzen sehen könnte, im ungeheuren Kreiswirbel einen neuen Planeten vor

seinen Augen entstehen zu sehen glauben müßte.“ Nietzsches Anspielung auf diese Stelle im Aphorismus 152 des Buches „Der Wanderer und sein Schatten“ verrät nichts davon, daß Wagner dieses Verhältnis zur Volksmusik nicht in einem stofflich materiellen, sondern durchaus im zartesten ideellen Sinn verstanden wissen wollte. Beethovens Musik, sagt Nietzsche, erscheine häufig wie eine Betrachtung beim unerwarteten Wiederhören eines längst verloren geglaubten Stückes „Unschuld in Tönen“. Im Liede der Bettler und Kinder auf der Gasse, bei den eintönigen Weisen wandernder Italiener, beim Tanze in der Dorfschänke oder in den Nächten des Karnevals — da habe er seine „Melodien“ entdeckt: er trage sie wie eine Biene zusammen, indem er bald hier, bald dort einen Laut, eine kurze Folge erhasche. Eine Notiz Cosimas vom 16. Januar 1880 (S. 479) hält Wagners Unmut über diese Äußerungen fest: Nietzsche habe „aus bloßer Malice gegen ihn die Stelle aus seinem Beethoven, worin er sagt, er habe auf die Volkweisen gehorcht, verdreht, um Beethoven herabzusetzen; dabei nicht zu beachten, daß Beethoven der größte Melodiker war, der je gelebt; es war wie die Kondezendenz eines Gottes; wie das Mädchen aus der Fremde, die zu dem Hirten kommt, daß er die Volkweise aufnimmt und dem Volk verklärt wiedergibt. Und ihn gleichsam deshalb unter Schubert stellen; was Schubert war, hatte Beethoven (sich) längst an den Schuhen abgelaufen. Schändlich, und so dumm.“

Ein Urteil, das auf einer gewissen Verschiebung des Sachverhalts beruht, auf dem Übergreifen in einen anderen Zusammenhang, ein paar Seiten weiter. Der Gegenspieler Beethovens im Aphorismus 152 ist ja nicht etwa Schubert, sondern Mozart — schon der Titel des Aphorismus sagt es. Beethoven, heißt es, entdeckte seine Melodien in der Musik des Volkes, Mozart dagegen im Schauen des Lebens. Der Aphorismus 155 aber, „Franz Schubert“ überschrieben, will gar nicht vergleichen, er nennt Schubert einen geringeren Artisten als die anderen großen Künstler, und doch spricht er ihm den größten Erbreichtum an Musik zu, von dem Jahrhunderte zehren würden. Nur am Schluß noch ein beiläufiger Blick auf Beethoven: „Dürfte man Beethoven den idealen Zuhörer eines Spielmanns nennen, so hätte Schubert darauf ein Recht, selber der ideale Spielmann zu heißen“, — ein Spielmann, müßte man gerechterweise wohl ergänzen, ohne die große Kunst des im Zuhören beginnenden Gestaltens. Nietzsches Äußerungen mögen verständnislos und fehlgegriffen sein, der Vergleich mit der Biene geschmacklos, und die Heranziehung Schuberts, der sonst nirgends bei ihm erscheint, wirklich ein wenig maliziös. Doch besonders böse ist das alles kaum, und kaum als Äußerung eines schlechten, minderwertigen Charakters zu verstehen. Aber Wagners Haltung ist unabänderlich, unversöhnlich. Am 5. Juli 1880 (S. 563) nennt er Nietzsches Urteil über Beethoven wieder schlechthin „schändlich“, und am 19. August 1881 (S. 783) kommt er noch einmal „auf die Schlechtigkeit Nietzsches über Schubert und Beethoven“ zu sprechen.

Zum dritten Mal fühlte Wagner sich herausgefordert, als er im Aphorismus 73 liest, Raffael habe mit der Sixtinischen Madonna die Vision der zukünftigen Gattin edler junger Männer gemalt, — am 14. August 1881 (S. 780) gedenkt er dieser „kindischen und boshaften Bemerkungen“ —

„was der Mensch schlecht ist, nur um etwas zu sein“! Schlecht, immer wieder schlecht — das trifft wieder nicht den Intellekt, es trifft immer wieder den Willen, den Charakter, und es wird schließlich sogar metaphysisch, aus größeren Zusammenhängen heraus untermauert: Wie schlecht die heutige Welt sei, sehe man daran, „daß so rasch Menschen wie Nietzsche, die etwas versprochen, in ihr schlecht werden.“ (8. Nov. 1882, S. 1041).

Öffentlich hat sich Wagner nicht mehr über Nietzsches Schaffen geäußert. Die „Morgenröte“ (1881) ist ihm gar nicht zu Gesicht gekommen, sie enthielt wieder manche Angriffe auf Wagner und die abspringende und zudringliche Unruhe seiner Musik: „Wer könnte jetzt noch einer Meinung mit ihm sein, im Großen und im Kleinen?“

Die wenigen Notizen über Nietzsche selbst aber, die sich in den Tagebüchern noch finden, passen herzlich wenig zu der von Elisabeth Nietzsche verbreiteten Legende von der Trauer und Einsamkeit Wagners. Unter dem 25. Juni 1882 (S. 968) finden wir die etwas rätselhafte Notiz, daß Nietzsche eigentlich keine Intelligenz hatte, aber zu magnetisieren war. Am 27. Oktober 1882 (S. 1033) erzählt Wolzogen von Nietzsches Buch „Die fröhliche Wissenschaft“. Wagner bemerkt nur kurz: „Das Schlimme ist, daß diejenigen welche diese Torheiten erwidern, einem auch wie Narren vorkommen.“ Am 3. Februar 1883 (S. 1105) erregt dann ein Aufsatz über die „Fröhliche Wissenschaft“ seinen ganzen Widerwillen: Alles sei von Schopenhauer entlehnt, was Wert habe, und der ganze Mensch sei ihm widerwärtig. Am 4. Februar (S. 1106) kommt er wieder auf Nietzsche zurück: Die eine Photographie hätte genügt, um ihn als Geck zu kennzeichnen. Zweifellos handelt es sich um die nur in wenigen Exemplaren verbreitete Photographie vom Mai 1882, die Nietzsche und Rée vor einem Wägelchen mit der peitschenschwingenden Lou Salomé zeigt — wie mag sie zu Wagner gelangt sein? Am nächsten Tag (S. 1106), eine Woche vor seinem Tod, geht Nietzsches Erbärmlichkeit ihm noch einmal, ein letztes mal durch den Sinn.

Wagner starb am 13. Februar 1883. Mit diesem Tage enden die Tagebücher Cosimas. Nietzsche erhielt die Todesnachricht in Genua am 14. Februar. Noch am gleichen Tage schrieb er der Witwe, „der bestverehrten Frau, die es in meinem Herzen gibt“, einen Brief, dessen Entwurf erhalten ist: „Sie haben es sich früher nicht verwehrt, in ernsten Lagen auch meine Stimme zu hören: und eben jetzt, wo mich die erste Nachricht ereilt, daß Sie das Ernsteste erlebt haben, weiß ich mein Gefühl nicht anders auszuschütten, als indem ich ganz an Sie und nur an Sie allein es richte. Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele: und es wird wenig Menschen geben, die mit einem so tiefen Gefühl sagen können: So war es alles meine Pflicht, was ich um diesen einen tat, und nichts mehr, — es war auch mein ganzer Lohn. — — —“

Cosima hat diesen Brief nicht beantwortet. Nietzsche aber hat noch in der Wahnsinnszeit der alten Freunde gut gedacht: Cosima = Ariadne gelten die drei Wahnsinnszettel der Turiner Tage vom Januar 1889, und als in seiner letzten Lebenszeit gelegentlich der Name Wagner fiel, sagte er: „Den habe ich sehr geliebt.“

Über den Tod Wagners hinaus finden wir Nietzsche weiterhin in dem

Zwiespalt zwischen einem unbezähmbaren, bis zu den Pamphleten seiner letzten Jahre, dem „Fall Wagner“ und „Nietzsche contra Wagner“ gesteigerten Angriffszwang und wehen Bekenntnissen zu dem vielen, was er Wagner zu verdanken glaubt, befangen. Der Schöpfer neuer Werte wird sein schlechtes Gewissen niemals los. Wagner bleibt, wie Schopenhauer, bis zuletzt Nietzsches verehrtester Lehrer.

So stellen sich Gemeinsamkeiten und Gegensätze am Ende dar:

Wagner, eine im Letzten einfache und eindeutige Persönlichkeit, in ewigem Kampf gegen das Unzureichende, Widersetzliche, seinem Ziele zudrängend, von Rückschlägen betrübt, aber nicht beirrt, nicht flackernd, aber ungeduldig bis an die Grenzen der Übereilung, durchaus nicht gutmütig, — ein Mann, der erbarmungslos Gefolgschaft fordert bis zur Selbstaufgabe und für den Abtrünnigen nur Verachtung übrig hat.

Nietzsche, in sich zerrissen, zweideutig, widersprüchlich, ein Mann, so wie er Sokrates gesehen hat: weit überladen mit Eigenschaften, die sich nie zur Persönlichkeit zusammenschließen, ein Mann an der Grenze, zum Umschlagen dahin und dorthin gleich fähig und bereit, in großem Selbstgefühl Verständnis fordernd, verletzlich, wo es versagt wird, auch in Kleinigkeiten, und dann zu übermäßigem, sofort ins Grundsätzliche ausgreifendem Zurückschlagen geneigt, ein unerbittlicher Hasser und ein hilflos Liebender. Wagner kennt ein Mitleiden aus Gönnerschaft, Nietzsche haßt das Mitleid als Schwäche, als Zeichen des Niedergangs und der Entartung, und übt es doch, weil er irgendwie dem Menschen treu bleiben will, dessen Werk er aufs heftigste verdammt. In seinem Mitleiden ist etwas von dem Wissen des reinen Toren — hier ist er Schopenhauer manchmal näher als Wagner. Er ist fähig zur Judastat, zum Verrat, aber dem Verrat folgt keineswegs die Reue, sondern nur ein wehmütig bittendes Betonen einer unzerreißbaren Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit. „So wollen wir an unsere Sternenfreundschaft glauben, selbst wenn wir einander Erdenfeinde sein müssen.“ (Die fröhliche Wissenschaft, Aph. 279). Aber der Freund versteht ihn nicht mehr.